

Editorial

Martin Jandl

Die zweite Ausgabe des Forschungsbulletins in diesem Jahr stellt Beiträge vor, die um Themenbereiche zu gruppieren sind, die die junge Wissenschaft Psychotherapiewissenschaft ausmachen – von der philosophisch-wissenschaftstheoretischen Grundlegung hin zu klinischen Fragestellungen, die sich psychotherapieschulen-intern oder auch psychotherapieschulen-übergreifend diskutieren lassen. Diese Vielfalt gilt es als Artikulation eines Paradigmas im Sinne von T.S. Kuhn zu verstehen – desjenigen Paradigmas nämlich, das mit der Psychotherapiewissenschaft etabliert wurde, die sich neben der Psychologie als zweite „Psychowissenschaft“ versteht. Psychotherapiewissenschaft hat gleichermaßen Interesse, die Therapiepraxis, die Grundlagen der Psychotherapieschulen sowie auch dem klinischen Aspekt der Psychotherapieschulen nahestehende bzw. bereits integrierte Ansätze zu beforschen.

Der erste Beitrag widmet sich der pferdegestützten Therapie (Equotherapie). Die klinische Erfahrung bezüglich der Wirksamkeit von pferdegestützter Psychotherapie ist grundsätzlich nichts Neues. Der Autorin, Eva G. Sindelar, geht es daher darum, ein psychotherapiewissenschaftliches Modell des Verstehens dieser speziellen Wirksamkeit herauszuarbeiten – der bloßen Hinweis auf die Feinfühligkeit von Pferden, die seit dem „Klugen Hans“ wohl dokumentiert ist, reicht hier nicht, denn es muss sich ja etwas auf KlientInnenseite ereignen, das dem Umgang mit dem Pferd und der darauf basierten Psychotherapie entspringt – oder zumindest entwächst (Heilungsprozesse vollziehen sich meist langsam, obwohl saltatorische Elemente nicht auszuschließen sind). Unter Heranziehen der psychotherapiewissenschaftlichen Begriffe „Attachment“, „epistemisches Vertrauen“, „Mentalisierung“ und „Triangulierung“ wird der Beziehungsaufbau bzw. -wiederaufbau durchargumentiert.

Der zweite Beitrag greift ein ‚heißes Eisen‘ auf: Nach dem Hype der 1990er Jahre, dem „Jahrzehnt der Hirnforschung“, lässt sich ernüchert – vielleicht erleichtert? – die These formulieren, dass weder die Körper-Geist-Problematik gelöst noch eine eigene neurowissenschaftliche Psychotherapieschule gegründet wurde. Zweifellos wurden unzählige wertvolle Ergebnisse erzielt, die in einschlägigen Bereichen der Medizin ein Segen sind – doch für die Psychotherapiewissenschaft hat sich wenig geändert. Die Autorin, Karin Skop, arbeitet den Stand der Diskussion erfreulich pointiert auf, lässt neurowissenschaftlich Befürworter und Kritiker gleichermaßen zu Wort kommen und diskutiert neuropsychotherapeutische Ansätze – allerdings handelt es sich dabei um die ‚normalen‘ Psychotherapieschulen, die ihre Ansätze neurowissenschaftlich fundiert sehen. In der Arbeit mit den KlientInnen bringen diese Fundierungsversuche wenig Änderung.

Der Interkulturalitätsphilosoph Hamid R. Yousefi postuliert in seinem Beitrag, dass Psychotherapiewissenschaft nur dann den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts Rechnung tragen kann, wenn sie sich mit der gewandelten Verfasstheit von Kultur- und Religionseinbettungen sowie Gesellschaftsformen vielseitig befasst und diese grundlegend ernst nimmt. Es geht weniger um eine Spurensuche in den plural verfassten Psychotherapieschulen, die sich den von Yousefi angesprochenen Herausforderungen z.T. schon gestellt haben, sondern um die Erarbeitung des Kontext-Modells der Psychotherapie, i.e. um einen genuinen Beitrag zur Psychotherapiewissenschaft aus der interkulturellen Perspektive. Die wichtige Thematik der Europa- und Logozentriertheit wird in den Mittelpunkt gerückt: Die dichotomisierende Denkungsart wird einer Denkungsart gegenübergestellt, die alle Kontexte und ihre Subkontexte, die fortwährend weitere Subkontexte generieren, betrachtet – nur derart ist eine „weltoffene Psychotherapietheorie und -praxis“ zu begründen. Yousefi stellt seinen Analysen eine neue Auffassung der Hermeneutik zur Seite – die „enzyklische Hermeneutik“, die dem interaktiven Miteinander gerecht wird. Mit diesem Beitrag wird der psychotherapiewissenschaftliche Diskurs um die Themen von (postmodernem) Multiperspektivismus, Interkulturalität und Globalisierung bereichert.

Der Beitrag von Anne Iris Miriam Anders führt die prinzipiellen Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaften wieder zurück zur klinischen Thematik, näherhin zur Fragestellung, inwieweit Introspektion für PsychotherapeutInnen von Relevanz ist. In einer empirischen Arbeit werden 86 PsychotherapeutInnen bezüglich der introspektiven Fähigkeiten trainiert. Die Ausbildung introspektiver Fähigkeiten ist, so die Hintergrundüberlegung, für die PsychotherapeutInnen entscheidend, denn diese unterstützen die Reflexion von Übertragungen und Gegenübertragungen sowie das Verständnis des Therapieprozesses. In der Studie wurden vier Introspektionstechniken untersucht. Die Ergebnisse sind vielversprechend und unterstützen einen deutlichen bemerkbaren Trend in der Psychotherapie – den Trend zur „mindfulness“.

Es freut uns, dass wir auch in dieser Ausgabe eine Leseprobe vorstellen dürfen: *„Die Kunst präsent zu sein. Carl Rogers und das frühbuddhistische Verständnis von Meditation“* von Harald E. Tichy. Ausgangspunkt der Überlegungen ist das Phänomen, von dem Carl Rogers in seinem letzten Lebensjahrzehnt berichtete: Wenn er als Therapeut in Bestform sei, erlebe er einen heilsamen, leicht veränderten Bewusstseinszustand („altered state of mind“), den er als „Präsenz“ bezeichnete. In dieser Präsenz erlebte sich Rogers in einer besonders stark ausgeprägten Ich-Du-Beziehung im Sinne Martin Bubers; er hatte einen leichteren Zugang zu seiner Intuition und den Eindruck, dass es seine Präsenz selbst sei, die Entwicklung und Heilung ermöglicht. Rogers bezeichnete diesen Bewusstseinszustand auch als „spirituell“ und „mystisch“. Den von Rogers beschriebenen Zustand interpretiert Tichy als Meditationsleistung, die Rogers zu vollbringen in der Lage war, obwohl er kein spezielles Meditationstraining durchlaufen hatte. Das Besondere an Tichys Werk ist, dass er das Konzept von „Achtsamkeit“ auf ihre ältesten erhaltenen Quellen in den Lehrreden des Pali-Kanons stützt. Deshalb ist das vorliegende Werk zugleich auch ein maßgeblicher Beitrag für eine Horizonterweiterung unseres Verständnisses von „Achtsamkeit“.

Mit dieser Sammlung an Originalbeiträgen und der Leseprobe hoffen wir, dass auch die zweite Ausgabe des Forschungsbuletins einen weiteren Beitrag zur Festigung der Psychotherapiewissenschaft liefert.